

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 11 (1935-1936)
Heft: 3

Artikel: Wie ich Abessinien sah
Autor: Kuhn, Hedwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065814>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie
ich

ABESSINIEN

sah

Von
Dr. med. Hedwig Kuhn
Frauenärztin

« **W**arum hat der Negus einen Bart? Damit wir damit unsere Schuhe putzen können. »

Ich bin nicht sentimental, aber als ich an einem italienischen Eisenbahnwagen, der mit nach Ostafrika fahrenden Soldaten gefüllt war, diese Aufschrift las, weinte ich vor Wut und Scham. Vor meinen Augen erstand das Bild des gütigen, vornehmen, uns Europäern so freundlich gesinnten abessinischen Herrschers und seines harmlosen, zufriedenen Volkes, dem die Weissen jetzt Tod und Verderben bringen wollen. Ich weiss, in der Schweiz hat man viel Sympathie für die zu Unrecht angegriffenen Abessinier. Aber auch hier ist die Ansicht weit verbreitet, dass die Abessinier wilde Barbaren seien, für die es ein Glück wäre, von uns zivilisiert zu werden, wenn auch nicht gerade mit Tanks und Bombenflugzeugen.

Hunderte von Reiseschriftstellern und Journalisten schreiben heute über Abessinien. Die meisten von ihnen kennen das Land nicht aus eigener Erfahrung, oder doch nur von flüchtigen Reiseeindrücken her. Die Verfasserin dieses Artikels hat 3½ Jahre als Frauenärztin in Abessinien gewirkt. Sie spricht amharisch. Das verleiht den nachfolgenden Schilderungen und Urteilen ein besonderes Gewicht.

Ich muss gestehen, ich wusste herzlich wenig über dieses Land, als ich 1929 in der schweizerischen Ärztezeitung ein Inserat las, worin für ein neugegründetes Frauenspital in Addis Abeba eine Schweizer Ärztin gesucht wurde. Aber gerade das Unbekannte reizte mich. Meine alte Sehnsucht, einmal in ein fernes, fremdes Land, mit seltsamen Menschen und Sitten zu reisen, erwachte wieder. So gab ich meine Landpraxis in Wald auf und tauschte eine sichere Existenz gegen ein ungewisses Abenteuer. Ich musste mich

bei dem in der Schweiz weilenden Sekretär von Ras Tafari, einem Armenier, vorstellen und wurde zusammen mit einem Schweizer Chirurgen, einer Hebamme und zwei Krankenschwestern engagiert. Die Bedingungen waren annehmbar: Vertrag für drei Jahre, Reise hin und zurück bezahlt, freie Wohnung, ein Monatsgehalt von zirka 900 Schweizerfranken, dazu die Erlaubnis, neben der Spitalarbeit Privatpraxis zu haben. 900 Franken sind viel Geld in einem Lande, das so billig ist, wie Abessinien, wo man beispielsweise einem Diener (der für seine Verköstigung selbst aufzukommen hat und eine Familie ernährt) 15–30 Franken pro Monat bezahlt.

« Addis Abeba ist die schönste Stadt der Welt », erklärte unsere Dolmetscherin, eine junge Levantinerin, die französisch und fast sämtliche orientalischen Sprachen konnte. Mir machte die Stadt eher einen armseligen Eindruck. Es war überhaupt keine Stadt, vielmehr eine ausgedehnte Siedelung von Negerhütten und Baracken. Nur das Zentrum, wo sich die Georgskirche, die Post, eine englische Bank und die Geschäftshäuser der Ausländer befinden, hatte einen städtischen Anstrich. Schöne Bauten gab es kaum. Die Residenz des Negus glich eher einem Konglomerat von Güterschuppen als einem Kaiserpalast aus Tausend und eine Nacht. Die Strassen waren voll Löcher und Steine, in der Dunkelheit kaum begehbar. Strassenbeleuchtung, Wasserleitungen, Kanalisation gab es nicht. Schön war der Reichtum an Eukalyptusbäumen, der ganze Ort lag gleichsam in einem Eukalyptuswald versteckt. Grossartig war einzig die Sonne, die alles in einer verschwenderischen Lichtfülle erstrahlen liess. Das Strassenleben glich einer tollen Fastnacht: alle möglichen Kostüme und das unglaublichste Lumpenpack waren zu sehen. Eine Völkerschau, wie sich hier darbot, gibt es wohl nirgends auf der Welt. Fast sämtliche Nationen sind in Addis Abeba vertreten. Ausser den verschiedenen abessinischen Stämmen gibt es viele Araber und Inder

und einige Tausend Weisse, hauptsächlich Griechen und Armenier. Sprachlich und kulturell ist dieser Ort das reinste Babel. Trotzdem hörte man nie von Kämpfen zwischen den verschiedenen Rassen und Religionen. Von allen guten Eigenschaften der Abessinier hat mir ihre Toleranz am meisten gefallen. So sehr der Amhare an seiner Religion und seinen Jahrtausende alten Sitten festhält, so selbstverständlich lässt er andere neben sich auf andere Fassung selig werden. In dieser Beziehung ist Addis Abeba wirklich die schönste Stadt der Welt.

Zu unserem Erstaunen war das Spital, für das wir engagiert waren, noch nicht einmal im Rohbau fertig. Nun dauerte es laut Aussage des Architekten noch sechs Monate, bis wir hier einziehen konnten. Unsere Dolmetscherin sprach sogar von einem Jahr. Der deutsche Apotheker, der schon 20 Jahre im Lande war, aber meinte, als ich ihm unsere Enttäuschung erzählte: « Machen Sie sich keine Illusionen! Das Spital wird auch in drei Jahren nicht fertig sein. Aber grämen Sie sich nicht darüber! Sie werden hier sicher eine recht angenehme Zeit haben. » So ist es auch gekommen. Als ich nach 3½ Jahren Addis Abeba verliess, war das Spital immer noch nicht fertig. Wie ich mich einmal beim Negus darüber beschwerte, dass man mich für ein Spital engagiert hatte, das noch gar nicht bestand, sagte er: « Ja, wird Ihnen denn Ihr Gehalt nicht bezahlt? » Und wie ich ihm sagte, dass ich meine 900 Franken regelmässig bekomme, stand er meiner Reklamation in ehrlicher Fassunglosigkeit gegenüber.

Eine Woche nach unserer Ankunft stellte uns der Armenier dem Negus Ras Tafari vor. So hiess Haile Selassie vor seiner Krönung zum Kaiser. Er war damals Thronfolger, hatte aber den Königstitel und teilte sich in die Regierung mit der Kaiserin Zauditu, einer Tochter Meneliks. Wir waren auf 4 Uhr bestellt. Nach einer Stunde Warten liess sich der Negus entschuldigen, er komme sogleich.

Nach einer weitem halben Stunde brachte ein Diener einen Kerzenleuchter und flüsterte dem Armenier ins Ohr, der Negus wäre jetzt da, aber man wolle mit dem Empfang warten, bis der elektrische Motor funktioniere. Richtig, um 6 Uhr erstrahlte das elektrische Licht, die Flügeltüren öffneten sich, und sechs Diener geleiteten uns in den grossen Thronsaal, der mit seinen kostbaren Teppichen und goldenen Stühlen prächtig aussah. Auf einem goldenen Thron unter einem Baldachin sass sehr würdig, sehr vornehm der Negus. Er trug ein schwarzes Cape mit goldener Löwenkopfschnalle. Nur Szepter und Krone fehlten, sonst war alles so, wie ich mir als Kind einen Besuch bei einem König vorstellte. Er lächelte uns freundlich zu und gab jedem die Hand. Ich sagte: « Bonsoir, votre Majesté » und machte einen etwas verlegenen Knix. Dann setzten wir uns auf die goldenen Stühle. Der Negus sagte, es freue ihn, dass wir in sein Land gekommen seien, um seinem Volke zu helfen. Dann fragte er mich, wie mir das Klima hier gefalle (die Abessinier sind nämlich stolz auf das angenehme und gesunde Klima der Stadt), ferner: ob wir in der Schweiz auch so hochgelegene Städte hätten. Diener trugen Tischchen herbei und servierten Champagner und Konfekt. Wir tranken schweigend und warfen ab und zu einen Blick auf den Negus, der uns lächelnd betrachtete. Die Stille war etwas peinlich. Ich wusste nicht, ob es schicklich sei, von mir aus ein Gespräch zu beginnen, da aber mein Kollege nichts sagte, schwieg ich auch. Der Negus gefiel mir. Er hatte ein gütiges, kluges Gesicht und wunderbar edle Hände. Man ist ohne weiteres überzeugt, dass er so vornehme Vorfahren wie König Salomon und die Königin von Saba hat. Bei dieser Audienz sprach der Negus amharisch, obschon er fliessend französisch spricht und auch später immer in dieser Sprache mit uns verkehrte.

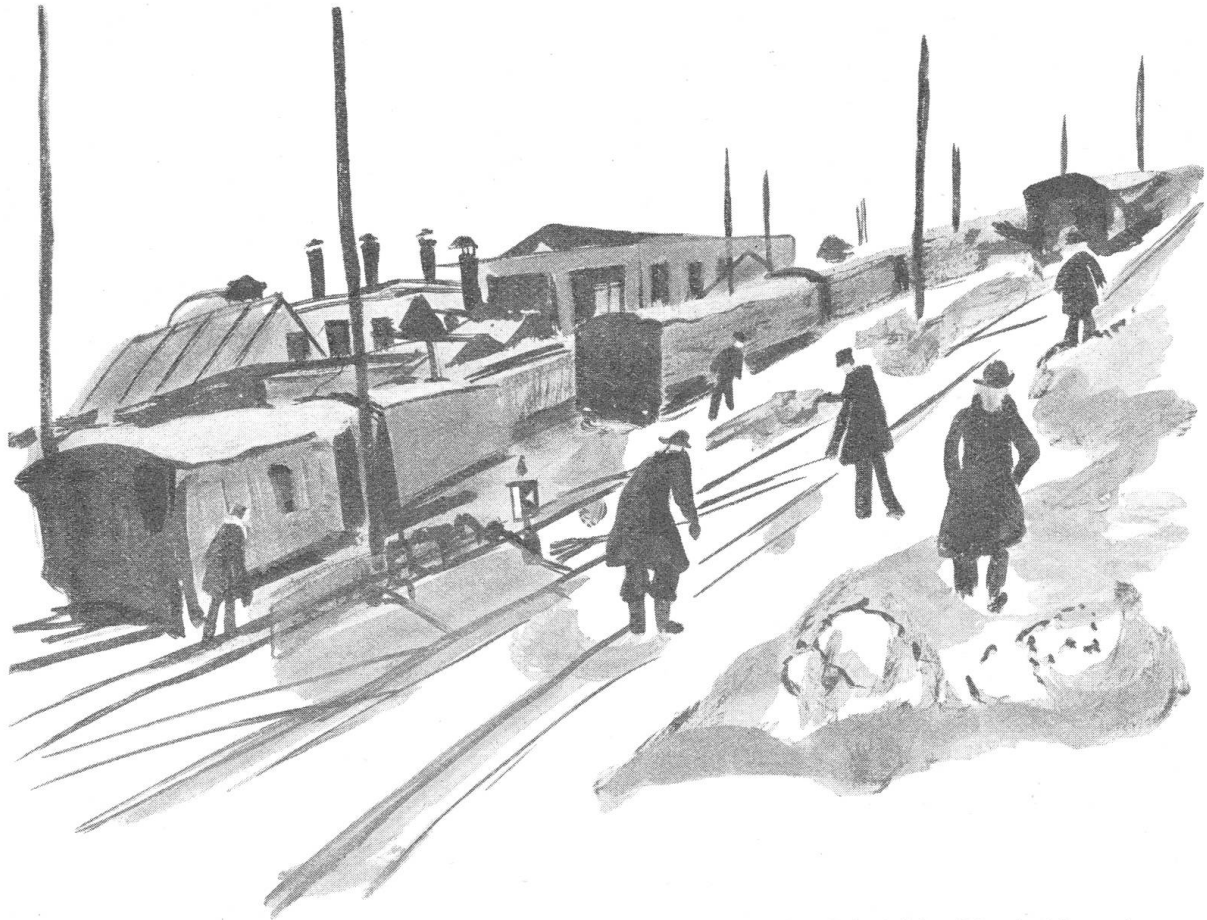
Einige Tage später fand die gleiche Zeremonie im gleichen Saale vor der Gemahlin des Negus, Woizero Mennen, statt.

Die Prinzessin ist eine stattliche Dame von ungefähr 40 Jahren. Sie trug ein weisses Gewand, ein ähnliches Cape aus schwarzem Atlas wie ihr Mann und um den Kopf einen weissen Schleier. Sie ist schön, für unsere Begriffe jedoch zu dick, nicht aber für die Abessinier, die eine Frau um so schöner finden, je dicker sie ist.

Wir wohnten zunächst in dem von einem Griechen geführten Hotel Impérial, dessen Preise ziemlich hoch und dessen Verpflegung ziemlich schlecht war, obschon es als das erste Hotel am Platze galt. Vorläufig hatten wir nichts zu tun als uns zu akklimatisieren. Wir lernten amharisch bei einem abessinischen Lehrer, dem ein Diener das Buch tragen und vor der Türe warten musste, bis die Stunde vorbei war. Da es keine richtigen Lehrbücher und keine Literatur gibt, ist die Sprache schwer zu erlernen. Ausser der Bibel und den Psalmen Davids lesen die Abessinier keine Bücher.

Zwei Schweizer Instruktionsoffiziere, die im Dienste der abessinischen Regierung standen und auch nicht mit Arbeit überlastet waren, erteilten uns Reitunterricht. Man muss in Addis Abeba unbedingt reiten können. Die Distanzen sind zu gross, um zu Fuss zu gehen, was sich ausserdem für bessere Leute nicht schickt. Mietautos sind sehr teuer. Für ein Pferd zahlt man 60–100 Schweizerfranken. Der Abessinier bevorzugt das Maultier. Ein vornehmer Abessinier geht nie zu Fuss und nie allein aus. Immer muss eine Anzahl bewaffneter Diener hinter ihm herlaufen, je vornehmer der Mann, desto grösser das Gefolge.

Anfangs langweilten wir uns nicht, es gab ja soviel Neues und Interessantes zu sehen. Nach drei Monaten aber war uns dieses untätige Leben im Hotel gründlich verleidet, und wir waren froh, im Privatspital des Negus Arbeit zu finden. Dieses Spital entspricht den Anforderungen eines modernen Krankenhauses. Es ist für arm und reich, Abessinier und Europäer zugänglich. Die Patienten zahlen wenig oder nichts. Für die Kosten kommt der



Els Bosshard

Am Bahngeleise (Pinselzeichnung)

Negus persönlich auf. Er hatte grosse Freude an seiner Klinik und besuchte uns fast jede Woche. Er zeigte sich immer als hochkultivierter und edel gesinnter Fürst, der sich wohl von Gottes Gnaden zum Herrscher des Landes berufen fühlt, sich aber auch Gott gegenüber verantwortlich weiss und seinem Volk ein Vorbild sein will. Einmal liess mich auch die Kaiserin Zauditu rufen, um mich wegen ihrer Zuckerkrankheit zu konsultieren. Da sie aber die Ratschläge der europäischen Ärzte nicht befolgte, sondern mehr Vertrauen zu den abessinischen Priestern hatte, die auch ärztliche Funktionen ausüben, starb sie ein Jahr später daran, nicht an Gift, das ihr der Negus geben liess, wie in den europäischen Zeitungen berichtet wurde. Recht oft wurde ich zu den Kindern gerufen. Die Kinder des Kaisers kennen die Schweiz

sehr gut. Die Familie besitzt ein eigenes Haus in Vevey, wo die Prinzessinnen zusammen mit den Töchtern der vornehmen Fürsten jeweils einige Jahre wohnen, um mit der europäischen Kultur vertraut zu werden.

Es ist nicht leicht, in einem abessinischen Spital Disziplin zu halten. Wir hatten zwar mehr Personal als Patienten, darunter aber nur ein paar wirklich tüchtige Leute, die meisten faul, unwissend und unzuverlässig. Wenn ein Abessinier ins Spital muss, kommt die ganze Familie samt der Dienerschaft mit. War ein hoher Würdenträger krank, glich die Klinik einem Heerlager.

Ganz schlimm war es, wenn ein Vornehmer starb. Zu Beginn unserer Tätigkeit verloren wir den Sohn eines Ministers an einer Hirnhautentzündung. Sobald der Knabe gestorben war, erhoben

die Umstehenden ein fürchterliches Geschrei. Sie rasten förmlich, zerrissen ihre Kleider und schlugen sich auf die Brüste. Mit Windeseile verbreitete sich die Nachricht in der Stadt. In kurzer Zeit waren über tausend Menschen vor dem Spital und machten einen Höllenspektakel, darunter eine Schar professioneller Klageweiber, die sich am wildesten gebärdeten und eine Art Tanz aufführten. Das dauerte so lang, bis der Sarg, eine weisse Kiste, gebracht und die Leiche fortgetragen wurde. Die ganze Meute folgte, die rasenden Klageweiber voran, zum Friedhof. Mir war unheimlich zu Mute. Ich fürchtete, die tobende Menge könnte uns lynchen. Nach dieser Erfahrung nahmen wir nur noch Fälle auf, die voraussichtlich nicht starben.

Im übrigen sind die Abessinier angenehme Patienten: anspruchslos, geduldig und gar nicht wehleidig. Bei einer Geburt zu schreien wäre für die Frau eine Schande. Das Volk ist auffallend schön. Ich freute mich immer wieder, soviel wohlgestaltete Menschen zu sehen. Bekanntlich sind die Abessinier keine Neger, sondern Semiten, ähnlich den Arabern.

Meine Tätigkeit führte mich oft in die Hütten der Eingeborenen. Ich war immer wieder erstaunt, wie wenig diese Menschen zum Leben brauchen. Auch bei den Reichen herrscht äusserste Einfachheit: an Inneneinrichtung ist häufig nichts, meist nicht viel vorhanden. Ein primitives Bett ist schon Luxus, gewöhnlich wird auf Strohmatten auf dem Erdboden geschlafen. Bei einem vornehmen Abessinier, der jahrelang in der Schweiz und in England studiert hatte und häufig vom Negus in diplomatischer Mission ins Ausland geschickt wurde, fand ich in dem einzigen Raume, den er mit seiner Familie bewohnte, ein Bett, ein Tischchen, zwei Stühle, als Wandschmuck ein Bild vom Matterhorn und eine zwanzigbändige Encyclopaedia britannica.

An Kleidern besitzen die meisten nur das, was sie auf dem Leibe tragen. Sie waschen das Kleid im Bache, breiten es

in der Sonne aus, legen sich daneben und warten, bis es trocken ist. Gekocht wird auf einem Holzfeuer zwischen drei Steinen, auf die ein Tongefäss gestellt wird. Das Wasser wird aus Zisternenbrunnen heraufgezogen oder im Bache geholt. Eine Geburt in einer abessinischen Hütte erinnerte mich immer an die Weihnachtsszene in Betlehems Stall. Mehr Komfort als dort ist nicht vorhanden, und häufig sehen Schaf und Eselein zu.

Aber das Volk ist glücklich. Man sieht mehr fröhliche und zufriedene Gesichter als bei uns. Je weniger Bedürfnisse der Mensch hat, desto weniger Arbeit ist nötig, sie zu befriedigen. Das scheint dem Abessinier die Hauptsache. Diese Verachtung der Arbeit ist ein Hauptzug seines Charakters. Er arbeitet nur, um zu leben. Man denke: Für meinen einfachen Haushalt brauchte ich fünf Diener: Hausdiener, Pferdeknecht, Koch, Küchenjunge und Nachtwächter. Diese fünf Männer zusammen leisteten nicht mehr als ein einziges Dienstmädchen in der Schweiz. Manuelle Tätigkeit gilt geradezu als unfein. Als ich meinem Koch vorschlug, gegen eine entsprechende Lohnerhöhung auf den Küchenjungen zu verzichten, war er fast beleidigt. Wie konnte ich ihm zumuten, Geschirr zu waschen und Feuer zu machen? Hatte er etwa nötig, mehr zu verdienen? Diese Bedürfnislosigkeit hat unbedingt etwas Grossartiges, sie gibt dem Abessinier die innere Freiheit und Sorglosigkeit, die wir nicht kennen. Noch etwas hat er uns voraus: Zeit. Besuch ist in diesem Land immer willkommen. Meine Nachbarn sassen schon am Vormittag vor ihrer Hütte und musizierten, das heisst, sie entlockten einem gitarreähnlichen Instrument Töne, die wir kaum als Musik bezeichnen würden. Als ich ihnen gelegentlich auf dem Grammophon klassische und Operettenmusik vorspielte, erklärten sie aber einstimmig ihre Musik für schöner.

Der Begriff Zeit existiert sozusagen hier nicht. Fragte ich einen Patienten nach seinem Alter, lachte er. Wie konnte er das wissen? Zeit ist hier nicht Geld. Der

Abessinier verschiebt immer auf morgen, was nicht unbedingt heute getan werden muss. « Eschi naga » (« ja morgen »). Das sind die ersten und häufigsten Worte, die der Europäer hier hört. So antwortet der Diener, der Beamte, der Minister, der Kaiser, wenn man etwas von ihnen will. Dabei ist das « morgen » nicht wörtlich zu verstehen, denn « morgen » heisst es wieder « eschi naga ». Anfangs bringen einem diese Worte fast zur Verzweiflung, bis man selbst anfängt « eschi naga » zu sagen.

Wünscht der Abessinier von einem andern etwas, setzt er sich tagtäglich vor dessen Tür, bis dieser ihn nach seinem Begehren fragt. Wird diese Frage gestellt, erfordert die Höflichkeit, dass die Bitte gewährt wird. Aber bis sie gestellt wird, können Jahr und Tag vergehen. Ein Diener, den ich entlassen hatte, wollte wieder eingestellt werden. Er blieb als Gast bei den Nachbarn, besuchte mich täglich, um sich nach meiner Gesundheit zu erkundigen, bis die Gelegenheit kam, wo ich wieder einen Diener brauchte.

Die Gastfreundschaft der Abessinier ist für uns etwas ganz Unfassbares. Ich glaube, ein Abessinier könnte sein Leben als Gast verbringen. Einer meiner abessinischen Freunde hatte eine gute Stellung bei der Regierung und bewohnte ein nettes, europäisch gebautes Dreizimmerhäuschen in der Stadt. Eines Tages kam ein weitläufig Verwandter aus der Provinz zu ihm, der ein wichtiges Geschäft mit der Regierung erledigen wollte. Er ging deshalb täglich ins Gibbi (kaiserliche Residenz) und wartete auf eine Gelegenheit, dem Negus sein Anliegen vorzubringen. Nun, Gottes Mühlen mahlen langsam, die der abessinischen Regierung noch viel langsamer. Es vergingen drei Monate, sechs Monate, ein Jahr, zwei Jahre. Unser Mann hatte noch nichts erreicht, aber er hatte inzwischen geheiratet. Ein Kind kam, und die Stiefmutter zog zu ihnen. Alle wohnten bei meinem Freunde, der ihnen zwei Zimmer abgetreten hatte, und lebten auf

seine Kosten. Nach drei Jahren waren sie immer noch da. Dieser Dauerbesuch musste ihm lästig fallen, aber auf eine diesbezügliche Frage meinerseits meinte er nur: « Ja, es braucht immer Zeit, wenn man von der Regierung etwas will. » Überrascht hat mich die gute Stellung der abessinischen Frau, die auch unsere kühnste Frauenrechtlerin zufriedenstellen würde. Da die Amharen Christen sind, sind sie wenigstens theoretisch monogam. Es gibt drei Formen der Ehe. Die kirchliche Ehe ist unauflösbar und darf nicht gebrochen werden. Diese Form der Ehe ist höchst unpopulär, sie kommt eigentlich nur da in Frage, wo die Ehe eine politische Bedeutung hat. Der gewöhnliche Abessinier will nicht Gefahr laufen, eine Todsünde zu begehen, und lässt lieber beim Heiraten den Herrgott ganz aus dem Spiele. Die Zivilehe kann jederzeit gelöst werden, auf den Antrag jedes Partners, ohne dass ein besonderer Grund vorliegen muss. Bei der Scheidung erhält die Frau die Hälfte des ehelichen Vermögens. Das niedere Volk lebt meist in freier Ehe. Der Mann zahlt der Frau je nach seinen Verhältnissen einen bestimmten Lohn, das Zusammenleben kann von beiden Teilen jederzeit aufgehoben werden. Ein moralischer Unterschied zwischen diesen drei Arten von Ehen wird nicht gemacht. Frauen, die sechs und zehn und noch mehr Ehen hinter sich haben, sind keine Seltenheit, ohne dass das ihrem Ansehen schadet. Meine Dolmetscherin erzählte den Patientinnen immer, ich hätte in meinem Lande drei Männer und fünf Kinder gehabt. Sonst, meinte sie, hätten die Frauen kein Vertrauen zu mir. Unverheiratete Frauen gibt es nämlich in Abessinien nicht, so etwas käme ihnen ganz unnatürlich vor. Meine abessinischen Freunde verstanden einfach nicht, warum ich allein lebte. Ich tat ihnen geradezu leid. Sie sagten oft: « Haben Sie keine Angst in der Nacht? » oder: « Langweilen Sie sich nicht allein? Sollte es der Fall sein, schicken Sie mir bitte ein Briefchen durch den Diener, und ich komme zu Ihnen! » Das sagten

sie aus purer Höflichkeit und Freundespflicht, nicht weil sie verliebt waren. Ich war gerührt über soviel Menschenfreundlichkeit.

Da es in Abessinien keine Familiennamen gibt, sondern jeder Mensch nur einen Vornamen hat und die Erbverteilung von den Eltern willkürlich bestimmt werden kann, spielt die Frage der Legitimität eines Kindes keine wesentliche Rolle. Übrigens sind die Abessinier zärtliche Eltern; ich habe sie nie ein Kind misshandeln sehen. Eine Schulpflicht besteht nicht, das Kind lernt durch Zusehen und Nachahmen von den Erwachsenen; viele lernen auch lesen, gleichsam als Spiel, indem sie zusammensitzen und sich gegenseitig die Buchstaben erklären.

Ist die abessinische Ehe etwas Lockeres, so wird dafür die Blutsverwandtschaft stärker betont als bei uns.

Eine schlimme Folge aber hat ihre freie Liebesmoral: die ungeheure Verbreitung der Geschlechtskrankheiten, namentlich der Syphilis. Zum Glücke wirken sich diese Krankheiten bei dieser Rasse nicht so schlimm aus wie bei den Europäern.

Bezeichnenderweise fiel es mir in Abessinien nie auf, dass ein Teil dieser Menschen Sklaven sind. Der Abessinier spricht nicht von seinen Sklaven, er nennt sie seine Diener oder seine Kinder. Die abessinische Sklaverei hat gar keine Ähnlichkeit mit dem, was wir uns unter diesem Worte vorstellen. Worin besteht sie? Der Sklave muss auf dem Lande seines Herrn, wo er geboren ist, bleiben. Er bekommt für seine Arbeit keinen Lohn in Form von Geld, erhält aber alles, was er für sich und seine Familie zum Leben braucht. Gewiss ist es angenehmer, Amhare zu sein als Sklave, so wie es bei uns angenehmer ist, reich zu sein als arm. In mancher Beziehung hat es der Sklave besser als unsere Proletarier. Ihm droht nicht das Gespenst der Arbeitslosigkeit, des Hungers. Mein abessinischer Lehrer, der europäische Kohlenbergwerke gesehen hatte, konnte nur mit Schaudern an die armen Men-

schen denken, die dort ihr Leben verbringen müssen. Sicher hätte er vollkommen begriffen, wenn der Völkerbund dagegen protestiert hätte. Wenn ich einer Abessinierin erzählen würde, dass bei uns die Dienerin entlassen wird, wenn sie schwanger wird, oder zum mindesten ihr Kind nicht bei sich behalten darf, sie würde eine solche Barbarei nicht verstehen. Die Kinder der Sklaven wachsen zusammen mit den Kindern der Herrschaft auf, ohne dass ein Unterschied gemacht wird. Das gleiche einfache Leben verbindet hier Herr und Diener. Wir finden nicht Luxus auf der einen und Not auf der andern Seite. Ich habe nie gesehen, dass ein Sklave grausam oder ungerecht behandelt wurde. Der Abessinier hat zuviel Sinn für Menschenwürde. Auch wird keine grosse Arbeitsleistung verlangt, denn es sind immer mehr Diener da als Arbeit. Die abessinische Wirtschaft ist ganz unkapitalistisch. Jede Familie stellt einen geschlossenen Verband dar, der alles und nur soviel produziert, wie seine Mitglieder nötig haben. Daneben besteht die Hauptaufgabe der Sklaven darin, ihren Herrn auf seinen Ausgängen zu begleiten, damit jeder sieht, was für ein vornehmer und reicher Mann da kommt.

Trotz absoluter Monarchie und Sklaverei empfindet der Abessinier demokratischer als wir. Als ich einmal nach Hause kam, fand ich zu meinem Schrecken den Salon vollständig ausgeräumt. Was war geschehen? Mein Koch feierte Hochzeit, und um seine Gäste würdig zu empfangen, hatte er meine Möbel in sein Haus gestellt. Am nächsten Tage brachte er alles zurück, bis auf zwei Stühle. « Ach », sagte er, « Sie brauchen ja nie alle sechs Stühle für Ihre Gäste, deshalb behielt ich zwei für mich. » Der Diener hat zum Herrn das gleiche patriarchalische Verhältnis, wie das Volk zum Negus.

Man muss nicht glauben, dass die Abessinier nach der europäischen Kultur lechzen. Sie sehen ihre Schattenseiten besser als wir, die wir daran gewohnt

sind. Sie bewundern vor allem unsere technischen Errungenschaften. Im übrigen sind sicher wir in ihren Augen die « Wilden », wie sie auch auf ihren Kirchengemälden Gottvater und die Heiligen schwarz, den Teufel aber weiss darstellen. Dass unsere Kultur ihnen nicht allzu sehr imponiert, dafür sorgen die hier wohnenden Weissen. Es ist nicht gerade die Crème Europas, welche die Ausländerkolonie Abessiniens bevölkert. Die gescheiterten Existenzen aller Herren Länder suchen hier Zuflucht. Die arglosen Abessinier sind von den Fremden so oft betrogen worden, dass sie sehr misstrauisch geworden sind.

Häufig findet man Europäer im Dienste der abessinischen Regierung. Einen der besten Posten hat ein Genfer Advokat als Rechtsberater des Negus. Amüsanterweise ist der Dirigent der Militärkapelle ein Waadtländer. Jeden Samstagabend spielen seine schwarzen Musikanten in den Hauptstrassen von Addis Abeba « Wo Berge sich erheben » und den Zapfenstreich.

Ein anderer Schweizer, mit dem ich mich gut befreundete, lebte in Abessinien, weil er die engen Verhältnisse unseres Landes nicht mehr aushielt. Er wohnt mitten im Urwald. Um zu ihm zu gelangen, sind viele Tagereisen notwendig. Sein Haus steht an einem Berge, von dem man eine wunderbare Aussicht auf Wasserfälle, Hügel und Flüsse geniessst. Kommt man von oben auf das Haus hinunter, wird das Auge gefesselt durch ein riesiges Schweizerkreuz. Es besteht aus blauen und weissen Blumen im Garten. Dieser Auswanderer ist zwar mit einer Schweizerin verheiratet, hat sich aber trotzdem an das Land angepasst. Er spricht perfekt amharisch und steht mit den Eingeborenen auf viele Kilometer im Umkreis in freundschaftlichem Verkehr. Der Boden ist überaus fruchtbar und die Jagd so ergiebig, dass er mit geringem Arbeitsaufwand seine bescheidenen Be-

dürfnisse befriedigen kann. Das wenige Bargeld, das er für Zucker, Petroleum, Salz usw. braucht, verdient er durch Verkauf der Erträge seiner kleinen Kaffeepflanzung und Vermietung einer Mühle, die er angelegt hat, an die Eingeborenen.

Vor etwa zehn Jahren war er wieder in der Heimat und gedachte sich dort niederzulassen. Als er aber einen Anbau an seine Scheune errichtete, bekam er Schwierigkeiten mit der Baupolizei. An die freien Verhältnisse Abessiniens gewöhnt, wo man die Wälder umschlagen kann, ohne einer Konzession zu bedürfen, hatte er natürlich nicht daran gedacht, für seinen kleinen Anbau eine Bewilligung einzuholen. Die ganze Geschichte setzte ihm so zu, dass er wieder nach Afrika ging.

Je länger ich in Abessinien war, um so klarer wurde mir, dass hier ein Volk lebt, dessen Kultur zwar von der unsern verschieden ist, aber durchaus nicht tiefer steht. Andere Lebensbedingungen schaffen andere Kulturwerte. Die Gunst von Natur und Klima schenkt diesem Volke, was es zum Leben braucht. Es hatte nicht nötig, eine raffinierte Technik zu entwickeln. Seine unzugängliche Lage hat es bis vor kurzem von der übrigen Welt isoliert. So hat sich hier ein Stück der antiken Welt erhalten, wie sie uns das Alte Testament schildert.

Wahrscheinlich wäre es für die Abessinier gut, wenn sie Verkehrswege, Maschinen, Wasserleitungen und Spitäler hätten wie wir. Sicher wäre es für uns gut, wenn wir ihre Einfachheit und Natürlichkeit, ihre Seelenruhe und Daseinsfreude hätten. Gewiss haben sie in Kunst und Wissenschaft nicht das geleistet, was die europäischen Völker. Aber haben sie nicht den Sinn des Lebens besser erfasst als wir?

Ich wenigstens wünsche von ganzem Herzen, dass der Löwe aus dem Stamme Juda nicht der europäischen Barbarei zum Opfer falle.